

Zeitschriftenschau.

A. Philosophische Zeitschriften.

1] **Zeitschrift für Psychologie.** Herausgegeben von F. Schumann. Leipzig 1916.

77. Bd., 1. und 2. Heft: M. Jakobson, Ueber die Erkennbarkeit optischer Figuren bei gleichem Netzhautbild und verschiedener scheinbarer Grösse. S. 1. Bisher wurde allgemein angenommen, dass Figuren gleich gut erkennbar sind in der Nähe und in der Ferne, wenn sie nur gleiche Netzhautbilder erzeugen, d. h. wenn sie unter gleichem Gesichtswinkel erscheinen, d. h. dieselbe scheinbare Grösse besitzen. Dies wird dadurch erreicht, dass die entfernteren grösser sind als die kleineren näheren. Beobachtungen von Aubert und Förster fanden aber, „dass Gegenstände, welche unter demselben Gesichtswinkel gesehen werden, sich in der Nähe mit weiter von der Sehaxe entfernten Teilen der Netzhaut besser erkennen lassen als in der Ferne“, und Jaentsch fand: „Die Buchstaben der grossen und der mittleren Klasse mussten stets näher an das Auge herangebracht werden, als auf Grund der Grössenverhältnisse zu erwarten war“. Doch sind die Versuche von Jaentsch nicht einwandfrei. „Vor allem wurde die Variation der Versuche nicht genügend durchgeführt. Ein Versuch mit instantaner Darbietung wurde nur bei indirektem Sehen angestellt, dagegen nicht bei direktem“. Vf. prüft darum die Versuche nach dieser Richtung hin und findet: „Die Erkennbarkeit der kleinen und nahen Figuren ist im allgemeinen grösser als die der grossen und fernen. Dies gilt auch bei instantanem und direktem Sehen, und lässt sich sowohl für mehr komplizierte Objekte (Buchstaben und Ziffern) als auch für ganz einfache Flächen (Striche) konstatieren. Darum sind die Vorteile der Monumentalschrift keine absoluten. Der Grund dafür kann liegen 1. in dem Unterschiede, der zwischen den Eindrücken der Figur einerseits und den Eindrücken der Fläche andererseits besteht; 2. in der Kraft (Eindringlichkeit), mit welcher der Eindruck auf uns wirkt“. „Denn von dieser Kraft dürfte z. B. mit die Fähigkeit des Eindrucks abhängen, das Gesehene oder die Gesichtsresiduen zu erwecken, deren Mitwirkung für das Erkennen erforderlich ist“. Beide werden verschieden abhängig gedacht „1. von bestimmten die Sehneven-

erregung betreffenden zerebralen Einrichtungen, 2. von dem Verhalten der Aufmerksamkeit, 3. von den eventuell vorhandenen Assoziationen“. Die erste Auffassung stützt sich auf die verschiedene Konvergenz der Augen für Nähe und Ferne. Jaentsch verteidigt die zweite Auffassung. „Je grösser und auch je scheinbar grösser ein Gesichtsfeld ist, desto schwieriger ist es, dasselbe auf einmal zu übersehen. Die Aufmerksamkeit verteilt sich und kann vielleicht doch nicht alles fassen, das Gesehene wird undeutlicher, weniger eindringlich, im äussersten Falle werden sogar nur die zentraleren Teile des Reizobjektes hinlänglich erkannt“. Vf. lehnt diese Auffassung ab, sowie auch die Assoziationstheorie, und zieht die physiologische wegen ihrer Einfachheit vor. Sie geht davon aus, dass bei Gelegenheit eines Konvergenzvorganges in gewissen, bei der Entstehung unserer Gesichtsempfindungen beteiligten Nervenorganen ein Zustand hervorgerufen werde, dessen Vorhandensein auf die den gegebenen Gesichtseindrücken entsprechenden Sehnervenerregungen in gewisser Hinsicht einen derartigen Einfluss ausübt, dass eine grössere Eindringlichkeit und Unterschiedsdeutlichkeit derselben entspringt“. Je schwächer die Konvergenz ist, desto grösser ist der Bezirk, über den sich die Erregung verbreitet, desto mehr muss sie sich verteilen. — H. J. F. W. Brugmans und G. Heymans, **Versuche über Benennungs- und Lesezeiten**. S. 92. Bekannt ist, dass das Benennen von Gegenständen (Farben, Anzahl von Punkten usw.) merklich mehr Zeit in Anspruch nimmt, als das Lesen der Schriftzeichen für dieselben (Wörter, Ziffern). Man glaubte, dies dadurch erklären zu können, dass die Gewohnheit des Lesens viel stärkere Assoziationen zwischen Schriftbildern und entsprechenden Sprechbewegungen gestiftet habe, als zwischen gegenständlichen Wahrnehmungen und den für die Benennung erfordernten Sprechbewegungen bestehen. Um diese Erklärung zu prüfen, liess W. Brown 12 Tage lang abwechselnd Farben und Farbennamen und dann ebenso lange abwechselnd Punkte oder Striche und die entsprechenden Ziffern und Ziffernamen benennen bzw. lesen: Die Uebung verkürzte die Zeit der Benennung, aber ebenso stark die des Lesens. Damit glaubte er die herrschende Auffassung widerlegt zu haben, und verlangt eine physiologische Erklärung. Verfasser finden die Uebung nicht lang genug, konnten aber die Versuche bestätigen; sie versuchten aber einen anderen Weg durch Versuche, in welchen die Uebung im Lesen noch geringer war als im Benennen. Sie wählten z. B. hebräische Buchstaben und liessen das Lesen einüben. Zwölf tägige Einübungen nach der Brownschen Methode reichten nicht hin, um die Benennungszeiten den Lesezeiten gleich zu machen; „es genügte aber bereits eine neuntägige Uebung, um die hebräischen Buchstabenkomplexe den Benennungszeiten für Farben gleich zu machen, während sie dann vom 10. Versuchtage an sehr entschieden unter dieselben herabsanken. Dieses Resultat kann aber unmöglich von

einer ungleichen Stärke der Assoziationen herrühren“. Dasselbe Resultat ergaben auch arabische Ziffern, welche für die Farben als Zeichen verwandt wurden. Darum kommen die Verfasser zu folgender Erklärung: „Dasjenige, was die Versuchspersonen beim Benennen zu sehen bekommen, meldet sich nicht, dasjenige, was ihnen beim Lesen dargeboten wird, meldet sich dagegen sofort sehr bestimmt als Schriftzeichen, also als etwas zu Lesendes an. Oder mit anderen Worten: im letzteren Falle werden wir durch das Wahrgenommene sofort und dauernd darauf eingestellt, Sprechbewegungen zu produzieren, die Vorstellungen solcher Sprechbewegungen bleiben, so lange die Wahrnehmung anhält, fortwährend in Bereitschaft, wogegen im anderen Falle von alledem keine Rede sein kann.“ „Mit der Ungleichheit in dem Masse der Einstellung verschwindet die Ungleichheit der für das Benennen und für das Lesen erforderlichen Zeiten“. — **J. Plassmann, Säkulare Veränderlichkeit des Dezimalfehlers. S. 111.** Für mikroskopische Messungen müssen die Zehntel der Sekunden, welche nicht an den Teilstrichen abgelesen werden können, geschätzt werden, wobei von den 9 Zehnteln manche bevorzugt werden, „überbeobachtet“, andere unterbeobachtet. In dem von Vf. beobachteten Zeitraume 1906—1916 fand er: „1. Im Durchschnitt erschienen 1, 3, 4, 5, 9 unterbeobachtet, also fast lauter ungerade Zehntel. 2. Die überbeobachteten Zehntel zeigen einen ausgesprochenen säkularen Gang. So erhebt sich die 0 in den ersten Jahren allmählich zu einem Betrage, den sie dann auffallend lange festhält, bis in den letzten Jahren ein sehr deutlicher neuer Aufschwung erfolgt. Für die 2 sind die Promillezahlen im ganzen am Fallen, abgesehen von einem leichten Anschwellen kurz vor dem Ende. Das Maximum für die 6 ist kurz vor der Mitte des ganzen Zeitraums erreicht worden, und die Zahlen für die 8 sind ununterbrochen gefallen, zuletzt sehr rasch. Auch die einzige dauernd unterbeobachtete gerade Ziffer, die 4, hält sich in der ersten Hälfte des Zeitraums über ihrem Durchschnitt, in der zweiten darunter. Dagegen ist die 7 von ihrem Tiefstande an, der um 1908 liegt, fast beständig gewachsen, ähnlich die 3 und 9. Von den geraden Zahlen hat also nur die 0 gegenwärtig steigende Tendenz, von den ungeraden nur die 5 fallende“. — Literaturbericht.

3. und 4. Heft: K. Groos, Ueber den Aufbau der Systeme. S. 145. VII. Die monistische Lösung. Verschiedene Formen: 1. Antipluralistischer und antidualistischer Monismus. 2. Quantitativer und qualitativer, ersterer der Zahl nach eins (Singularismus), letzterer der Art nach eins. 3. Monismus der Substanz und Monismus des Geschehens. 4. Monismus des Ursprungs und des Endziels. 5. Der Begriff der höheren Einheit: a) Descartes, b) höchste Einheit als oberste Stufe eines Stufenreiches, Leibniz, c) die coincidentia oppositorum, d) die Zweiseitenlehre. 6. Der parallelistische Monismus: a) zwei reale Seiten oder Reihen des

Seienden, b) beide sind nur Erscheinungen, c) die materielle Seite ist das Reale, d) die physische Seite ist Erscheinung, das Psychische das Reale. — K. Levin, **Die psychische Tätigkeit bei der Hemmung von Willensvorgängen und das Grundgesetz der Assoziation.** S. 212. Das Grundgesetz der Assoziation in der gewöhnlichen Fassung ist zu weit; selbst wenn Silben paarweise auswendig gelernt wurden (bis 300 Wiederholungen) und dann die ersten Silben der Reime als Reizstellen dargeboten wurden, machten sich beim Umstellen oder Reimen Hemmungen nicht bemerkbar. „Jedenfalls ist die Uebung nicht auf eine Verbindung zweier einzelner Erlebnisse und einer von dieser Verbindung ausgehenden Tendenz von einem Erlebnis zum andern zurückzuführen, sondern besteht in der steigenden Beherrschung bestimmter Tätigkeiten, wobei der einzelne Reiz zunächst gleichgültig ist. Die Uebung in einer Tätigkeit allein also erzeugt keine Tendenz auf das blosse Gegebensein eines Gebildes, an dem diese Tätigkeit einmal oder mehrere Male ausgeführt worden ist, diese Tätigkeit wiederum auszuführen. Daher ist auch nicht als Grund einer Verzögerung bei der Ausführung einer Tätigkeit an einem Gebilde die Tatsache als solche anzusehen, dass an diesem Gebilde oder auf dieses Gebilde hin früher einmal eine andere Tätigkeit einmal oder wiederholt ausgeführt worden ist. Die in solchen Fällen bei den in Betracht kommenden Versuchen auftretenden Hemmungserscheinungen sind vielmehr immer auf die Benutzung einer Tätigkeitsart zurückzuführen, die zur Erreichung des beabsichtigten Erfolges in dem speziellen Falle unbrauchbar ist und daher mitten in der Ausführung unterbrochen wird“. Beim „Lernen“ wird der Weg eingeübt, der später bei der Reproduktion gegangen werden soll. „Wie bei den übrigen Tätigkeiten genügt auch bei der durch das Lernen geübten Reproduktionstätigkeit als Voraussetzung für das Eintreten dieser Tätigkeit nicht das Auftreten eines bestimmten Gebildes, bei dem die Reproduktionstätigkeit früher vorgenommen war. Es muss hinzukommen eine Tätigkeitsbereitschaft, und zwar hier also eine Bereitschaft für die Reproduktionstätigkeit“. „Die Tatsache als solche, dass früher eine andere Tätigkeit an einem Gebilde wiederholt ausgeführt worden ist, kann also bei der Ausführung einer neuen Tätigkeitsart auch dann nicht eine ‚Hemmung‘ im Sinne Achs hervorrufen, wenn der erste Uebungsprozess in einem ‚Lernen‘ z. B. einer zweiten dazu gehörigen Silbe bestanden hat“. — W. Köhler, **Die Farbe der Sehdinge beim Schimpanse und beim Haushuhn.** S. 248. Widerlegung der Einwürfe, welche Katz gegen die Versuche des Vf. vorgebracht hat. — G. Wolff, **Zur Frage des Denkvermögens der Tiere.** S. 256. Vf. glaubt das Denken des blinden Pferdes Berto von Krall nachgewiesen zu haben. Gegen Faustinus bemerkt er: „Wer Signalantworten bei einem Tiere nachweist, hat damit lange noch nicht bewiesen, dass das Tier zu Mentalantworten unfähig ist“. — Literaturbericht,

2] **Archiv für systematische Philosophie.** Herausgegeben von
L. Stein. Berlin 1916, L. Simion.

22. Bd., 4. Heft: Käte Friedemann, **Das Erkenntnisproblem in der deutschen Romantik.** S. 291. Es finden sich in den romantischen Schriften Ausfälle gegen die Rechte der Vernunft, aber auch ausserordentliche Schätzung der intellektuellen Kräfte, wobei „Verstand“ und „Vernunft“ ziemlich unterschiedslos gebraucht werden. Sie glauben dabei auf dem Boden der katholischen Kirche zu stehen, berufen sich sogar auf Thomas v. Aq.; Fr. Schlegel bezeichnet die Trennung von Glauben und Vernunft als protestantisch. — K. W. Jurisch, **System der Kultur.** S. 311. Kultur und Zivilisation sind scharf zu trennen: „Die Zivilisation ist kalt, nur auf Werterzeugung und Erwerb gerichtet“. „Während der allgemeine Kulturbegriff die Erscheinungen der Zivilisation umfasst, steht die Kultur im engeren Sinne auf dem Boden der Bildung im Gegensatz zur Zivilisation“. Vf. gibt mathematische Formeln für den Stand und den Fortschritt der Kultur, gesteht aber: „Leider sind die kulturellen Zeitfunktionen meistens von höherem als dem 4. Grade, so dass sie sich nicht in bezug auf t (Zeit) lösen lassen. Zum Glück sind aber die Kulturkurven von zahlreichen stufenförmigen Sprüngen (Diskontinuitäten) durchsetzt, solche finden sich meistens nach 30 bis 40 Jahren. Für kurze Strecken kann man für jede Kurve höheren Grades eine Kurve 2. Grades finden“. „Dadurch gelingt es, für kurze Zeitlängen aus je zwei zweckmässig gewählten Kulturkurven den Begriff der Zeit zu eliminieren, und dadurch den Inhalt zeitloser Kulturbegriffe als Funktionen anderer zeitfreier Kulturbegriffe in Form von Kurven darzustellen“. — Maria Groener, **Rabindranath Tagore.** S. 351. Ein Beitrag zu seiner Wegbereitung. Vf. versucht zu zeigen, „wie unsere Gelehrten durch falsche Interpretationen sowohl des Brahmanismus und Buddhismus wie auch der Lehren Schopenhauers und Tagores diese ihrer wertvollsten Schätze beraubt haben“. „Jene Zugeständnisse Tagores an unsere Weltanschauung, als welche wir meiner Meinung nach die häufige Anwendung der Begriffe ‚Gott‘ und ‚Seele‘ im Sadhana anzusehen haben, offenbaren uns ihre wahre Bedeutung im Sinne Tagores erst durch Schopenhauer . . . Tagores Gott ist der sich selbst erlösende Gott, ist der Wille in seiner verneinenden Tendenz. Und Tagores Seelenbegriff fasst erst derjenige richtig auf, der sich gewöhnt hat, mit Schopenhauer den Ausdruck Seele nie anders als in tropischer Bedeutung zu nehmen“. „Neuer Glanz und Deutlichkeit erwächst aus solcher Verschmelzung (von Schopenhauer und Tagore). Und im Zusammenschluss der Töne zum Akkord ahnen wir erschauernd die unseren irdischen Sinnen unzugängliche Klangfülle, lebenspendende Kraft und bezaubernde Schönheit des Sonnentönens entschleierter Wahrheit“. „Gleiche Belebung wird der

Weltanschauung des transzendentalen Idealismus zu Teil, wenn Tagores versöhnlicher Regenbogen dichterischer Verklärung, gespeist durch die illuministischen Sonnenstrahlen der Vedantanlehre und des Buddhismus, sich auf den düsteren Wolken des rationalistischen Weltbildes Schopenhauers bricht“. — E. Barthel, Die geometrischen Grundbegriffe. S. 368. Parallelenproblem. Die Euklidische Parallelenlehre muss durch die neue ersetzt werden. „1. Die Gerade ist der ungekrümmte Grenzwert des Kreises, die Ebene der ungekrümmte Grenzwert der Kugel. 2. Durch P gibt es zu g nur eine parallele Gerade. 3 Diese schneidet g in zwei Punkten symmetrisch zu P , deren Entfernung von einander die Naturkonstante ∞ beträgt. Alle anderen logisch möglichen Parallelen-theorien sind objektiv nachweislich unzutreffend. 4. Es gibt Geradenzweiecke; der Weltraum hat einen bestimmten Kubikinhalte. 5. Es gibt ebene Geradenzweiecke, deren Winkelsumme grösser ist als zwei Rechte. 6. Die Euklidischen Sätze gelten aber für eingeschränkte Bezirke zu Recht, weil hier die Wesensfrage der Parallelen nicht in Betracht kommt. 7. Der seit Lamberts ‚Theorien der Parallellinien‘ stets lebhaft gebliebene Streit um die Parallelenfrage hat das Endresultat gezeitigt, dass die Euklidische Parallelenlehre durch die objektive ersetzt werden konnte, wodurch sich für Astronomie und Philosophie eine ganz neue Welt eröffnet“.

3] Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.

Herausgeg. von H. Schwarz. Leipzig 1916.

162. Bd., 1. Heft: P. Sickel, Die Umwandlung des Substanzbegriffs in Leibniz' Philosophie des Lebens. S. 1. Zum Gedächtnis der zweihundertjährigen Wiederkehr des Todestages Leibniz' (14. November 1716). „Jedenfalls überblicken wir bei ihm eine gewaltige Entwicklung. Ausgehend von der ganz ontologischen Vorstellung einer aus metaphysischen Punkten zusammengesetzten Materie gelangt er schliesslich zu dem modernen erkenntnistheoretischen Beziehungsbegriff, der noch heute Gegenstand lebhafter Erörterung ist“. — H. Lehmann, Neue Einblicke in die Entstehungsgeschichte der Leibnizischen Philosophie. S. 22. Vier Stücke aus dem Briefwechsel zwischen Leibniz und Spener. 1. Eine Charakterisierung der jugendlichen Entfaltung Leibnizischen Denkens in theologischer Gerechtsame unter dem Einfluss Boineburgs und Speners, sowie in logischem Synkretismus unter Einfluss der neueren Philosophie einerseits, des Aristoteles und der Scholastik andererseits. 2. Eine Charakterisierung der zwar methodischen, nicht aber ideellen Abhängigkeit von Th. Hobbes. Ideelle Verbundenheit sowohl Leibnizischen Denkens als Spenerscher Frömmigkeit mit der Reformströmung in der Rechtswissenschaft seit Grotius. 3. Ansatzpunkte Leibnizischer Selbständigkeit als Philosoph. 4. Der Treffpunkt Leibnizi-

scher Geschichtsphilosophie in dem kontinuierlichen und immediaten Zusammenlaufen aller Werdeziele. Deren natur- und geschichtswissenschaftliche Festlegung im Gegenstand unter Vorbehalt einer vorstehend in einander eindringenden Auswirkung ihres Zusammenhanges. — **K. Groos, Der Begriff der Substanz und die Trägervorstellung. S. 34.** Der Substanzbegriff entspringt dem des Dings, darin ist der Begriff der Selbständigkeit und des Beharrens enthalten: „Unsere Erwägungen kommen zu dem Ergebnis, dass wir von den Merkmalen der relativen Selbständigkeit und Beharrung aus zwei verschiedene Substanzbegriffe gewinnen: einen von der materiellen Welt, einen anderen von der psychischen. Die materielle Substanz ist nach Becher ein relativ beharrender und selbständiger Komplex von Qualitäten, bei der Seele liegt das Moment der Beharrung und Selbständigkeit in dem zentralen Ich. Das führt nicht zum Dualismus, widerspricht auch nicht dem Monismus, es gibt aber auch einen Trialismus. „Die Sachlage verschiebt sich, wenn man bei dem Substanzbegriff an das Tragen der eigenen Eigenschaften und Zustände denkt“. — **A. Ruge, Wilhelm Windelband. S. 54.** Der Historiker der Philosophie. Der Systematiker. Windelbands Weltanschauung. Windelbands Werke und Schriften. — **H. Möller, Die Lauterberger Weltanschauungswoche. S. 72.** Die Genesis des Unternehmens. Die Vorlesungen. Die Freideutsche Jugendbewegung auf derselben. Hunzinger. Hamburg veranstaltete diesen allgemein zugänglichen Kursus. Es sprachen Natorp über „Die hauptsächlichsten Anschauungstypen der führenden Kulturvölker und der Kulturberuf unseres Volkes“, Hermann Schwarz über „Fichte und wir“, Hunzinger über „Die Weltanschauungen unserer Klassiker“. „Die Freideutsche Jugend ist ein Konglomerat, dessen einzelne Bestandteile sehr verschiedene Wertung verdienen“. Ihr Prinzip ist nicht Individualismus, was man ihr vorgeworfen hat, sondern das Prinzip der Gemeinschaftserziehung als Ersatz für Erziehung durch Aeltere. — **H. Henning, Lokalisationsraum und räumliche Mannigfaltigkeit. S. 92.** Die Untersuchungen über den Geruchssinn ergaben ihm eine Räumlichkeit ohne die Kennzeichen des optischen und des Tastraumes. Bei Mischgerüchen konnte er verschiedene Arten und Grade des Ineinanderseins, Auseinanderseins und Hintereinanderseins deutlich festhalten und verändern, ohne alle optischen, taktilen oder sonstigen Unterstützungen. Vielleicht findet sich diese allgemeine Räumlichkeit bei allen Sinnen vor und kann so ein allgemeinerer Raumbegriff gewonnen werden. — **H. Reichenbach, Der Begriff der Wahrscheinlichkeit für die mathematische Darstellung der Wirklichkeit. S. 98.** III. Das Theorem der zusammengesetzten Wahrscheinlichkeit. Es lautet: Die Wahrscheinlichkeit für das Zusammentreffen zweier von einander unabhängigen Ereignisse ist gleich dem Produkt aus den Einzelwahrscheinlichkeiten. IV. Die Fehlertheorie. Alle unsere Messungen sind nur

Annäherungen, nicht bloss wegen der Unvollkommenheit unserer Sinne und der Instrumente, sondern auch wegen der Unabgeschlossenheit aller Naturvorgänge, sie unterliegen unzähligen Einflüssen, von denen wir nur einzelne herausgreifen können. Das Gaussche Gesetz ist dadurch ausgezeichnet, dass das arithmetische Mittel der wahrscheinlichste Wert der Messungen wird. Die Voraussetzungen sind: „1. Die Häufigkeit jedes Elementarfehlers ist durch eine Wahrscheinlichkeitsfunktion bestimmt. 2. Diese setzen sich nach dem Theorem der zusammengesetzten Wahrscheinlichkeit zusammen. 3. Es müssen sehr viele von einander unabhängige Elementarfehler gleicher Grössenordnung sich zusammensetzen“.

— A. Buchmann, **Eine Geltungstheorie auf kritischer Grundlage.** S. 112. Beschäftigt sich mit der Theorie A. Lieberts, des Schriftführers der Kant-Gesellschaft, der den Begriff der Geltung in seiner allgemeinen grundsätzlichen Bedeutung erklären will. Geltungslehre ist Seinslehre, der Gehalt, der Sinn, der Wert des Seins ist das Sein selbst: Sein des Seins. Dabei spielt der Begriff des Systems seine Rolle. Nur im System hat jedes seine Geltung, etwas Absolutes, eine absolute gedankliche Satzung gibt es nicht. „System, Zusammenhang, das bedeutet nichts anderes, als Geltungszusammenhang des Seins“. — Rezensionen.

2. Heft: J. K. von Hösslin, **Das transzendente Gefühl.** S. 129. „Wenn alle Hemmnisse schwinden, wenn die Vorstellungsbilder zurückweichen und die Begierden und Wollungen, sich von den Objekten abwendend, erlöschen, dann kann ein Zustand eintreten, der zwar nicht restlos identisch mit den Zuständen der mysteriösen Welttiefen ist, der aber doch eine Entfesselung des Seelischen und eine Rückkehr desselben in Sphären des Transzendenten bedeutet. Dies ist der Zustand, den auserlesene Menschen in Stunden heiliger Weihe erleben, und der das seelische Fundament ist, auf dem jede akramatische Philosophie und jede höhere Religion sich aufbaut. Es ist das Erlebnis des transzendentalen Gefühls — jenes Unendlichkeitsgefühls, das das Gottesbewusstsein erzeugt. Uns, die wir die Prozesse der Differenzierungen, Spannungen und Entfesselungen kennen gelernt haben, ist dieses Gefühl der Rückkehr des Geistes in sich selbst, das Gefühl der von allen Spannungen befreiten absoluten transzendentalen Totalität kein rätselhaftes. Wer dieses Gefühl erlebt und sich von den Banden aller Hemmnisse, aller Spannungen, aller Begierden befreit fühlt, empfindet das Gefühl als ein Gefühl unendlicher Freiheit . . . Es ist die Freiheit die Lösung von den Banden und Hemmnissen der im Raume und in der Zeit sich abspielenden sinnlichen Welt und die zugleich identisch ist mit der inneren metaphysischen, unteilbaren und untrennbaren Einheit des Urgrundes des Lebens“. „Das transzendente Gefühl, das ein Gefühl dieser unendlichen göttlichen Aktivität ist, ist oft ohne vorherige Reflexion von auserlesenen Menschen in Stunden feierlicher Weihe als ein

Zustand überweltlicher Art erlebt worden. Und in diesen Stunden der Weihe schien es denen, die es erlebten, aus den Tiefen des Weltseins zu kommen, aus den Tiefen der Seele, die sich dem ewigen Werden identisch dünkt, und es schien ihnen ein Gefühl unendlicher Freiheit zu sein, das nach unwahrnehmbaren Fernen gerichtet ist“. — **A. Aall**, Gibt es irgend eine andere Wirklichkeit als die mechanische? S. 156. Als Wirklichkeit müssen auch Gefühlserlebnisse, Ideenauffassungen, nämlich insofern sie tatsächlich erlebt worden sind, und Willenserregungen angesehen werden. Damit rückt Gewaltiges unter diese Kategorie ein — alles, was Geist und Geschichte heisst. Sind die Bewusstseinserscheinungen nicht selbständig, so müssen sie aus anderen Elementen zusammengesetzt sein. Aber die Elemente, die man herbeiruft, um das Bewusstseinsprodukt aufzubauen, müssen doch eine gewisse Affinität zu diesem Produkt besitzen. Kann aber etwas gegenseitig mehr Verschiedenes genannt werden, als z. B. eine mechanische Schwingung im Aether oder in der Luft und das sinnliche Erlebnis von einer Farbe bzw. einem Tone? Ja, dass unter bestimmten Bedingungen eine Bewusstseins-erregung, eine Erscheinung geistigen Inhalts zustande kommt, muss als das Wirklichste aller Wirklichkeit bezeichnet werden. Denn dieser Wirklichkeit hat man es zu verdanken, dass ein Begriff wie Welt und Wirklichkeit herauskommt. — **J. Müller, Martin Deutinger**. S. 169. „Ein grosser Vergessener ist's, der in den folgenden Blättern vor uns tritt, kein Mann des lauten Kampfes, der politischen Tribüne, kein Kirchenfürst mit Purpur und Stab, sondern ein schlichter Gelehrter, der in seiner Studierstube Gedankenbauten errichtete, welche ein besseres Schicksal verdient hätten, als der Vergessenheit anheimzufallen, heutzutage, wo grosse Talente so selten und katholische Gelehrte doppelt selten sind. Auch das Genie braucht günstigen Boden, um zur Geltung zu kommen, und der fehlte bei Deutinger. Die Ursache ist nicht schwer zu erraten. Deutinger wollte christlicher, katholischer Philosoph sein; er trat energisch gegen die ungläubigen Philosophen der Zeit auf, er verabscheute aber auch den kahlen Theismus der Scholastik, die eine heidnische Philosophie mechanisch mit der christlichen Dogmatik verknüpfte. Das Christentum, meinte er, habe eine ganz neue Lehre vom Menschen, von Gott und Natur gegeben, sodass die Grundlagen des Wissens neu gelegt werden müssten und nicht etwa die christliche Dogmatik auf die antike Weltweisheit gepfropft werden könne. Von den massgebenden katholischen Kreisen wurde er bitter beföhdet und lebenslang schikaniert, denn er erkühnte sich, neue Bahnen zu gehen und zu einer »christlichen Philosophie« anzuleiten, zu der noch gar nicht die Anfänge gelegt waren. Man wollte ihn auf den Index bringen, aber man hielt es für zweckmässiger, ihn totzuschweigen, was auch vollkommen gelungen ist, obgleich er unter den katholischen Denkern aller Zeiten einen der ersten Plätze zu beanspruchen

hat“. — A. Ruge, *Wilhelm Windelband*. S. 188. Es ist nicht leicht, für Windelbands systematisches Schaffen einen passenden Gesamtausdruck zu finden. Es dürfte sich empfehlen, von kritischer Teleologie zu sprechen, denn damit würde richtig ausgedrückt, dass das „kritische Moment“ das mit der Kantschen Philosophie Uebereinstimmende ist, während in jeder Beziehung energischer der teleologische Gedanke betont wird und unter ihm das Gebiet der Philosophie durchleuchtet und erweitert worden ist. Es handelt sich überall darum, die Satzungen des menschlichen Bewusstseins zu erfassen als seine Kategorien, Zwecke oder Werte. Auf die letzteren hat Windelband das Gewicht gelegt und in dem sorgfältigen Aufbau der Kulturwerte und Wertbeziehungen die Zukunftsaufgaben der Philosophie erblickt. — H. Reichenbach, *Der Begriff der Wahrscheinlichkeit für die mathematische Darstellung der Wirklichkeit*. S. 222. 3. Kapitel. Wir finden, dass das Prinzip der gesetzmässigen Verknüpfung alles Geschehens, wie sie die Kausalität leistet, nicht zur mathematischen Darstellung der Wirklichkeit hinreicht. Es muss noch ein anderes Prinzip hinzukommen, welches die Ereignisse gleichsam in der Querichtung mit einander verbindet, das ist das Prinzip der gesetzmässigen Verteilung. Während mathematische Urteile Grössen derart bestimmen, dass diese für alle Einzelfälle gleich sind, sind die im physikalischen Urteil bestimmten Grössen nicht in allen Einzelgegenständen der Klasse gleich, sondern einem Gesetze der Verteilung in Raum und Zeit unterworfen. Es stellt ein Gesetz für die Häufigkeit eines Grössenwertes bei seiner Wiederholung in Zeit oder auch bei seiner Vervielfältigung im Raum dar; daraus folgt, dass diese Häufigkeit nur relativ zu den anderen Häufigkeiten bestimmt sein kann; denn sie muss von der Zahl der Wiederholungen des Vorgangs respective seiner Vervielfältigungen im Raum überhaupt abhängen und kann keine ein für allemal gültige Konstante sein. Infolge dieser Relativität muss ferner für jede Grösse der Störungen eine Häufigkeitszahl angebbar sein. Das Gesetz muss also die Form einer Funktion annehmen, die jedem Wert der Störung eine Häufigkeitszahl zuordnet. Für eine solche stellt Vf. eine Integralformel auf, welche genau dieselbe ist, wie die früher entwickelte Wahrscheinlichkeitsfunktion. — O. Jessel, *Sammelbericht über naturphilosophische Schriften des Jahres 1915*. S. 239. — Rezensionen.

4] *Archiv für Geschichte der Philosophie*. Herausgegeben von L. Stein. Berlin, Simion.

XXII. Bd., Heft 1—4. (1916): W. Sauge, *Briefe von K. Rosenkranz an M. Schasler*. S. 1. Es sind bisher nur sehr wenige Briefe von Rosenkranz veröffentlicht worden. Die hier veröffentlichten bilden einen wichtigen Beitrag zur gerechten Beurteilung seiner Persönlichkeit. — A. Goldstein, *Der Widerspruch im Wesen des Sittlichen und*

Sozialen. S. 19. Soziales Wollen ist durch und durch egoistisch. Moralisches Wollen heisst Abwehr des Egoismus und weiter nichts. Darum kann es ebensowenig eine Sozialethik geben, wie einen schwarzen Schimmel. Beide Willenspotenzen stossen sich ab, werden aber gerade dadurch wechselseitig bedingt. — **D. Einhorn, Ueber die wahre Bestimmung der Geschichtsschreibung der Philosophie. S. 35.** Schopenhauers Angriffe auf die Geschichte der Philosophie sind unberechtigt. Es ist aber zuzugeben, dass die meisten Geschichtsschreiber der Philosophie sinn- und wertlose Bücher schreiben. Sie können nicht einmal in allgemeingültiger Weise angeben, was denn jene Philosophie sei, deren Geschichte zu beschreiben sie vorgeben. Es muss eine neue Epoche heraufgeführt werden, die mit einer allgemeingültigen Bestimmung des Gegenstandes und der Methode der Forschung anheben muss. — **O. Ziller, Gustav Schilling, Sein Leben und Würdigung seiner Philosophie. S. 43.** Schilling als Ethiker und Darsteller der Geschichte der Philosophie. „Mögen Schillings wertvolle Schriften und das Vorbild seines Charakters und Wirkens viele ermuntern zu einer gründlichen Prüfung von Herbarts Geistesarbeit.“ — **P. Feldkeller, Materialistische und idealistische Kriegsphilosophie. S. 69.** Sowohl der Intellektualismus wie der idealistische Rationalismus sind Extreme. Beide verkennen die Bedeutung von Gefühl und Wille. Ein ganz erheblicher Anteil am Zustandekommen kriegerischer Verwicklungen kommt der Verschiedenheit des Rechtsgefühls unter den Völkern zu. Das Rechtsgefühl hat mit dem Sittengesetze nichts zu tun. Es entwickelt sich bei jedem Volke in eigenartiger Weise. — **J. Zahlfleisch, Ein Versehen Vaihingers bezüglich Schein und Erscheinung. S. 75.** — **A. Steiner, Die Etymologien in Platons Kratylus. S. 109.** Platon behandelt nicht, wie man früher glaubte, eigene etymologische Versuche, oder etwa nur die sprachlichen Aufstellungen des Antisthenes, sondern er scheint sich gegen mehrere Personen zu wenden, die in der Aufstellung von Worterklärungen verschiedene Standpunkte einnahmen, so dass sie für ihn gewissermassen ein jeder als Vertreter eines besonderen Systems in der Spracherklärung galten. — **M. Groener, Das vierte Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft. S. 132.** Kritik der philosophischen Abhandlungen des Jahrbuches der Schopenhauer-Gesellschaft. „Es sollte als wichtigste Mahnung über jeder Seite eines jeden Schopenhauer-Jahrbuches geschrieben stehen: Nicht über ihn hinaus, sondern in ihn hinein.“ — **J. Dräseke, In welchem Verhältnis steht Spinozas Lehre von Leib und Seele zu der seiner Vorgänger? S. 144.** Während Descartes zwischen Körper und Geist ein enges ursächliches Verhältnis anerkannt, seine Nachfolger hingegen allein zur göttlichen Ursächlichkeit ihre Zuflucht genommen hatten, war es Spinoza, der wiederum, vernunftgemäss wie Descartes auf die Erfahrung und die Tatsache des

Menschen blickend, jene ursächliche Einwirkung von Seele und Leib aufeinander in eine Wesenseinheit beider verwandelte und damit einen Lösungsversuch der Frage gab, der allerdings nach dem Gang der Entwicklung, den die Philosophie genommen, eintreten musste, der aber naturgemäss die Frage nicht zum Abschluss bringen konnte. — **P. Scheerer, Die wahre Triebfeder des sittlichen Handelns nach August Döring. S. 169.** Das ganze Problem der Sittlichkeit besteht in der Frage, wie es dem Menschen möglich sei, an dem Guten, der Förderung fremdem Wohles als solchem seine Freude und Befriedigung zu finden. Der Utilitarismus kann diese Frage nicht beantworten, da er das Handeln zu einem blossen Wechselbalg gemeiner Selbstsucht macht. Döring gibt eine vollkommen befriedigende Lösung, indem er zeigt, dass das recht verstandene Ehrbedürfnis d. h. das Bedürfnis nach Eigenwert oder nach Selbstschätzung die wahre Triebfeder des sittlichen Handelns ist. — **G. Körber, Die realen Grundlagen der Hegelschen Philosophie. S. 179.** Man ist vielfach der Meinung, die Hegelsche Philosophie entbehre der festen Grundlagen in der objektiven Wirklichkeit. Aber man sollte bedenken, dass das Denken selbst einen Teil der gegebenen Wirklichkeit ausmacht und also das aus dem Denken heraus entwickelte Wissen nicht in der Luft schwebt. Auch bildet nicht einseitig das Denken, sondern das mit dem Sinnlich-Konkreten verknüpfte Gedankliche den Ausgangspunkt der Hegelschen Philosophie. Auch die vielgeschmähte dialektische Methode Hegels besteht zu Recht. — **H. Kurfess, Zu Goethes „Werther“. Aesthetisch-psychologische Untersuchungen zur ersten und zweiten Fassung. S. 191, 353.** Die zweite Fassung des „Werther“ unterscheidet sich von der ersten in der Psychologie der Form, des sprachlichen Ausdrucks und der seelischen Anteilnahme des Herausgebers. In den theoretischen psychologischen Anschauungen findet keine nennenswerte Verschiebung statt. — **H. Rick, Der Dialog Charmides. S. 211.** Der gegen Antisthenes gerichtete Dialog ist in seiner Beweisführung so verfehlt, dass er nicht als Platonisch angesehen werden kann. — **K. Skopek, Die Begründung einer idealen Weltanschauung. Eine philosophiegeschichtliche Studie. S. 235.** 1. Ursprung und Wesen der Religion. 2. Gott bei Sokrates, Plato und Aristoteles. 3. Der Monotheismus der Israeliten. 4. Christentum und Kultur. „Dem rohen Uebermenschentum gegenüber wird sich das Christentum immer siegreich erweisen, natürlich nur das echte, nicht das von verschiedenen Lehrern entstellte, das welk und greisenhaft geworden ist.“ — **Dr. Spohner, Malebranches Okkasionalismus im Lichte der Kritik Fontenelles. S. 256.** In seinen „Zweifeln“ will Fontenelle den Nachweis erbringen, dass die Begegnung der Körper eine wirkliche, nicht eine Gelegenheitsursache ihrer Bewegung sei. Er will sodann beweisen, dass es Malebranche nicht geglückt ist, durch sein metaphysisches System

Gott in einer Weise handeln zu lassen, die den Charakter seiner Attribute trägt, nämlich immer mit äusserster Einfachheit, immer durch allgemeine Gesetze, immer als Herr und Schöpfer aller Dinge. Malebranche ging einer eingehenden Auseinandersetzung mit Fontenelle aus dem Wege — vielleicht, weil er glaubte, dass dieser ihn mit Absicht missverstehe. — M. Lewinski, Shakespeare und Goethe in ethischer Betrachtung. S. 281. Die beiden Dichter sind wesentlich verschiedene Charaktere. Die Verschiedenheit ihres Anschauungslebens hat Schönheitswerte verschiedener Art hervorgebracht. Als wertvolle Kunstgebilde haben sich aber bei beiden die Werke dadurch herausgestellt, dass ihre Anschauung des Lebens und der Menschen durch den auf das ethische Endziel gerichteten Willen bestimmt ist. — J. Dräseke, Noch einmal zu Johannes Scotus. S. 304. — H. Gomperz, Ernst Mach. S. 321. Machs Grundanschauungen sind nicht Ausgeburten des blossen philosophisch-spekulativen Triebes, sondern Früchte der kritischen Besinnung auf das Wesen der wissenschaftlichen Forschung. In der Tat, der Methode seines Denkens nach ist Mach Kantianer, nur hat er die Frage: Wie sind synthetische Urteile a priori möglich? ersetzt durch die anspruchslosere, aber allgemeinere Frage: Was sind synthetische Urteile?, und er findet: Sie sind Versuche, nach Massgabe der verfügbaren Geisteskräfte mit einer für vorausgesetzte Zwecke ausreichenden Genauigkeit die Abhängigkeit von Elementen zu beschreiben, die an sich weder objektiv noch subjektiv sind, jedoch beides werden können, je nach dem Zusammenhange, in dem sie betrachtet werden. — Dr. Erpelt, Herbarts und Benekes Kritiken des Schopenhauerschen Hauptwerkes und ihre Aufnahme. S. 329. Erster Teil: Inhalt der Rezensionen. — O. Ziller, G. Schilling als Metaphysiker. S. 360. 1. Schillings metaphysische Gedanken in ihrem Verhältnis zu den Naturwissenschaften und deren Vertretern. 2. Verhältnis von Schillings metaphysischen Ausführungen zu den Gedanken bekannter Philosophen. „Schillings und verwandter Denker metaphysische Ausführungen erleichtern ein richtiges Verständnis der Herbartschen theoretischen Philosophie“. — J. Dräseke, Friedrich des Grossen *Examen critique du Système de la nature*. S. 382. Wiedergabe der scharfen Kritik, die Friedrich der Grosse an dem durch den Mund Holbachs verkündeten Atheismus, Determinismus und politischen Radikalismus geübt hat. — Jahresbericht über die Philosophie des Islam. (Von Dr. Horten). S. 79. — Rezensionen S. 96, 203, 309, 404.

B. Zeitschriften vermischten Inhalts.

- 1] Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie, herausgegeben von P. Barth. Leipzig 1916, Reisland.
40. Jahrgang, 1. Heft: G. Wernick, Der Begriff des physikalischen Körpers nach Mach. III. S. 1. Weiterführung des Immanenz-

begriffs bei Mach. Die Erörterungen über Identität „dürfen jedenfalls klarer sein als die Annahme des berichtigten substanziellen Kerns, der ähnlich wie wirkliche Ereignisse der Vergangenheit oder auch wie mathematische oder logische Sätze in dem Wechsel der Erscheinungen unverändert bleiben soll“. „Wenn vom Standpunkt der Immanenz vieles wunderbar und erklärungsbedürftig erscheint, so kann dieses für jenen Standpunkt nur ein günstiges Vorurteil erwecken“. — A. Prandtl, Ueber Teleologie des Geistes und über Teleologie überhaupt. I. H. 33. „Ein objektiver Begriff des Zweckmässigen ist schlechterdings nicht denkbar, jeder Versuch in dieser Richtung führt zur Aufhebung des Zweckmässigkeitbegriffs“. — O. v. d. Pfordten, Der Erkenntniswert der Mathematik. III. S. 69. Auch nach Kant ist gerade das Exakte, Formale, Mathematische, die Formel und die Zahlenfassung subjektiv, menschlich anthromorph, unsere Leistung. „Nicht Gott treibt Arithmetik und Geometrie, sondern die Menschen haben das nötig“. — Besprechungen.

2. Heft: A. Prandtl, Ueber Teleologie des Geistes und über Teleologie überhaupt. II. S. 99. Die voluntaristische Durchführung des teleologischen Grundgedankens ist im vorigen abgewiesen worden. Nun wird nachgewiesen, „dass von den vielen Zweckvorstellungen, nach denen ich das Naturgeschehen beurteilen kann, auch die Vorstellung biologischer Zwecke eine ist“. — H. Lehmann, Das Prinzip der Christlichkeit und die Geschichte. S. 124. Die Erörterung knüpft an Troeltsch „Das Historische in Kants Religionsphilosophie“ an. „Troeltschs historischer Evolutionismus und Kants ethisches Vernunftprinzip als Regulator der Historizität“. „Eine prinzipielle Trennung der historischen Wissenschaft moderner Geschichtsforschung von ethischer Prinzipienlehre ist der Kantschen Form der Christlichkeit wegweisend geworden“. — C. Siegel, Friedrich Jodl. S. 191. Versuch einer genetischen Darstellung seiner Philosophie. Den packendsten Eindruck haben immer die Denker gemacht, bei welchen Leben und Lehre wie aus einem Gusse waren. So Sokrates, Spinoza, Fichte und so Jodl. Die Ethik war ihm wie jenen der Ausgangspunkt seiner Philosophie; die Geschichte der Ethik ist sein erstes grosses Werk. Wie Jodl keiner Schule, so war er auch keiner Kirche tributpflichtig, denn die Religion, die er im Herzen trug und die er auch öffentlich bekannte, war eine ganz andere als die kirchliche. Wie diese ihre theoretischen Grundlagen im üblichen metaphysischen Idealismus hat, so ist Jodls Religion theoretisch fundiert durch seinen „wahren Idealismus“. „Wenn man den religiös nennt, der ein ‚über uns‘ anerkennt, im Vergleich zu dem er sich ohnmächtig fühlt, und vor dem er sich demütig neigt, hingegen mit dem verbunden und ihm hingegeben er sich stark und mächtig erhaben fühlt, dann war Fr. Jodl religiös, ja wahrhaft religiös, da er als richtiger Gottsucher diesen Glauben nicht einfach hingenommen, sondern im ernstesten Kampfe sich selbst errungen hat“. — Besprechungen. — V. Stern, Eine Schwierigkeit des Mächschen Positivismus. S. 184. Vf. hatte bemerkt, dass Mach entweder auf den Analogieschluss verzichten müsse, oder Grundlagen herbeiziehen müsse.

deren Nichtexistenz sich uns aus anderen sicheren Analogieschlüssen ergebe. Dagegen wendet Gerhardts ein, nicht auf ergänzte Elemente brauche man sich zu stützen, sondern auf gegebene Elemente, welche die „Ergänzung“ veranlasst haben. „Das hiesse nun wirklich, sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpfe ziehen zu können“.

3. Heft. F. Müller-Lyer, Zur Soziologie des Bevölkerungswesens. S. 187. Die Epochen der Vermehrung im einzelnen, die Vermehrung im Tierreich, in der Urzeit. Die erste Expansionsepoche. Einfluss des Werkzeugs und des Feuers, Australier, Tasmanier, Eskimo u. s. w. Lebensbedingungen der Wildvölker. Expansive und präventive Phase. Sekundäre Anpassung. Universale und laterale Entwicklung. — **O. v. d. Pfordten, Vom vitalen Weltbild. S. 197.** Die empirische Kategorie. Die vitalen Werte. Subjektivität der Sinnesqualitäten. „Wenn das vitale Bild eine grosse Uebereinstimmung in seinen Zügen bei allen Menschen zeigt, so ist das nur in der grossen Aehnlichkeit der Menschen in allem Wesentlichen begründet und hat somit nur komparative Allgemeinheit“. — **M. Schlick, Idealität des Raumes, Introjektionen und psychophysisches Problem. S. 230.** Zwei typische Wege zur Lösung philosophischer Probleme. Stellung des Kantizismus und Positivismus zum Leib-Seelen-Problem. Seine wahre Schwierigkeit besteht in gewissen Lokalisationswidersprüchen. Sowohl die von Kant gelehrte Idealität des Raumes wie die von Avenarius vollzogene Ausschaltung der Interjektion machen die Auflösung jener Widersprüche möglich. In beiden Lehren ist dieselbe Wahrheit enthalten. Weitere Ausblicke: Eine allseitig befriedigende, widerspruchsfreie Anschauung „wird nur möglich durch die Einsicht, dass das Bewusstsein nicht irgendwie räumlich in der physischen Welt lokalisiert werden kann.“ — Besprechungen.

4. Heft. W. Metzger, Geschichtsphilosophie und Soziologie. S. 279. Neue Philosophie der Geschichte ist notwendig als Soziologie, die Gesetze anstrebt. Einwendungen dagegen aus einem falschen Begriffe des Gesetzes. Subjekt der geschichtlichen Entwicklung ist die „soziale Gruppe“. Ihre organische Natur-Möglichkeit künftiger Feststellung der typischen Abfolge ihrer Zustände. — **W. Moog, Kants Völkerpsychologische Betrachtungen über Charaktere der europäischen Nationen. S. 293.** Frankreich nennt er das Modeland, Deutschland Titelland, Italien Ränkeland, Spanien Ahnenland, England Launenland, Russland Land der Tücke. — **R. W. Schulte, Schleiermachers Monologe in ihrem Verhältnis zu Kants Ethik. S. 300.** „Aus der streng erhabenen Welt eines Kant geht Schleiermacher hervor und muss bewusst darüber hinausgehen. Der Pflicht stellt Schleiermacher die Individualität des Sittlichen gegenüber und überwindet dadurch die Einseitigkeit und starre Allgemeinheit des kategorischen Imperativs.“ — **P. Barth, Zu Leibniz' 200. Todestage. S. 321.** „Leibniz vereinigte in sich alle Merkmale des deutschen Geistes.“ — **D. H. Herber, Bergsons Bildertheorie und das Verhältnis von Leib und Seele. S. 359.** Gegeben sind nach Bergson nur Bilder. Ein Bild ist das Gehirn. Dies erzeugt trotzdem alle realen Wirkungen. Das ist ein Widerspruch. Der gleiche Widerspruch liegt in Bergsons Theorie des Gedächtnisses. — Besprechungen.